

Almuth Link

Der Engel mit den bunten Flügeln

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2012

Knaur Taschenbuch

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise -
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages/Steve Satushek/Photographer's Choix

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI - Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51123-7

2 4 5 3 1

Brigitte Friedrichs zugeeignet

26. Juni 2006

Dein rotes Auto war schon in der Kurve verschwunden, da blieb ich immer noch neben unserer Zeder stehen und winkte hinter dir her. Als hätte ich dich damit zurückholen können! Und mir fiel ein, dass ich vergessen hatte, dir unser großes Fotoalbum mitzugeben. Zu spät. Wenn du mich das nächste Mal besuchst, nimm es unbedingt mit, es liegt auf der Kommode im Wohnzimmer.

Über dem See lag nebliger Dunst, aber der Himmel spannte sich klar und hell über das Wasser, die Berge, das Land. Ich kenne das schöne Bild so genau, als hätte ich es selbst gemalt. Doch so viel Schönheit ist nur sehr schwer auszuhalten, wenn das Ende der Lebenszeit plötzlich nahe heranrückt und man sich drehen und wenden kann, wie man will, überall lächelt (lächelt?) traurig der Abschied – von sich selbst, von den Menschen, die man liebt, von den Tieren, die sich uns anvertraut haben, von der Musik, von Landschaften, von den Jahreszeiten.

Sehr langsam ging ich dann zurück. Versunken in die Reste unseres endlosen Nachtgesprächs. Manches von dem, was ich dir auf deine Fragen zu meinem Leben hatte antworten wollen, war dabei auf der Strecke geblieben oder nur angedeutet worden. Weil das, was uns in der Gegenwart beschäftigt und uns Erklärungen oder Entscheidungen abverlangt, viel mit dem zu tun hat, was uns im Laufe der Zeit widerfahren ist, uns beeinflusst und wahrscheinlich auch geprägt hat.

Aber welches erzählte Leben, selbst wenn man es in Stichworten absteckt, lässt sich in ein paar Nachtstunden hineinpressen? Auch hattest du dich ja über längere Zeit ein wenig von mir entfernt, Nicola, so dass ich gar keine Gelegenheit hatte, dich

immer mal wieder und immer etwas mehr an dem teilhaben zu lassen, was mich beschäftigt.

Jetzt bin ich älter und krank und nur noch so etwas wie eine Mitläuferin. Schwester Johanna – du weißt, wie man sich auf sie verlassen kann – kümmert sich rührend um mich, wenn ich mal einen besonders schlechten Tag habe.

Es ist meine Bauchspeicheldrüse, die sich den Krebs an Land gezogen hat und sich nur ein wenig besänftigen, nicht aber auf Dauer reparieren lässt. Ich wollte es dir nicht sagen. Wozu dich so überfallartig erschrecken? Du erfährst es früh genug, spätestens dann, wenn ich meinen Zustand auch am Telefon vor dir nicht mehr verbergen kann. Denn ich denke doch, dass wir jetzt wieder öfter miteinander schwatzen, so wie früher?

Ich habe dir erzählt, dass ich vorhabe, Tagebuch zu schreiben, für mich. Sofort hast du eingehakt. Ob ich es nicht erweitern könne, eine Mixtur machen aus Tagebuch und unserer gemeinsamen Geschichte? Als Erinnerung für später? Zuerst habe ich gezögert, weil deine Idee an dem Sinn eines Tagebuchs vorbeigeht. Oder vielleicht doch nicht? Jedenfalls nicht in unserem Fall?

Auf einmal fand ich die Idee reizvoll.

Du bist erwachsen geworden und besonnen, wie ich finde. Trotzdem möglicherweise noch zu jung, um mit meinen Vorstellungen und Abschiedsgedanken, die jetzt auftauchen werden, umgehen zu können. Sie gehören aber zu mir. Du kannst sie beim Lesen ja überblättern, für später aufheben.

Die Ordensregeln der Benediktinerinnen könnte ich doch vielleicht aussparen, meinst du lachend, die seien dir ja gewissermaßen schon als Baby »an die Hacke geklebt« worden, und damit sei es jetzt mal genug.

Ist mir doch klar!

Du wirst also zunächst erfahren, wie mein Leben immer weltlicher verlief, nachdem ich deine Mutter und dich kennengelernt hatte.

Und weißt du was? Ich glaube, das Schreiben darüber verleiht mir Flügel, die ich umso besser gebrauchen kann, als ich ja – sollte ich ein Engel werden, was ich aber nicht glaube – das Fliegen üben muss.

Wenn meine Zeit überstanden ist, wird Schwester Johanna dir das Manuskript, das ich übrigens auf meiner vertrauten »Gabriele« tippe, übergeben, ob es abgeschlossen ist oder nicht.

Und Johanna meint, ich müsste es noch jemandem anvertrauen: der Mutter Gottes, deren Beurteilung vielleicht am gerechtesten ausfällt, weil sie als Einzige unter all den göttlichen Gestalten etwas weiß vom wirklichen, vertrackten, schuldhaften, verlustreichen und doch immer wieder schönen Leben. Davon geht Johanna aus.

27. Juni 2006

So viel muss ich trotz meines anfänglichen Versprechens erklären. In unserer Liturgie wird dem Gesang ein großer Platz eingeräumt. Allein zwischen den nächtlichen Lesungen werden drei Responsorien gesungen. An allen Sonntagen außerhalb der Fastenzeit werden die Cantica, die Laudes, Prim, Terz, Sext und Non mit Halleluja gesungen. Wir haben Vorsängerinnen – und hatten eine Zeitlang Schwester Ignatia für die Orgel.

Was nun aber unser musikalisches Leben außerhalb der Liturgie betraf, so war unser Konvent damals, bevor Sophia bei uns auftauchte, ziemlich ausgehungert. Schon lange gab es kein festliches Orgelkonzert mehr in unserer wunderschönen alten

Kirche, keinen richtigen Schwesternchor, kein Orchester, nur den ewig gleichen dünnen Messegesang und die brüchige Stimme unseres betagten Hauspriesters.

Ursache hierfür war unsere hochmusikalische Schwester Ignatia. Genau genommen aber der liebe Gott, der sie offenbar nicht vor dieser schmerzhaften Arthrose in beiden Händen und Handgelenken hatte bewahren wollen. Irgendwann ging es nicht mehr, ihre Schmerzen wurden unerträglich. Sie sagte der Orgel ade, löste den Schwesternchor und unser kleines Orchester auf, die sie nicht mehr dirigieren konnte, und vergrub sich in ihrem Klausur-Kämmerchen, um abwechselnd mit Gott zu hadern, vertretungsweise mit Jesus und Maria, oder wütend auf alle drei zu schimpfen oder stundenlang zu weinen. Denn Musik sei eine Sucht, erzählte sie mir, von der man nie im Leben loskomme. Sie wusste, dass ich sie nicht nur verstehen, sondern mit ihr mitleiden würde. Denn ich kannte diese Sucht genau wie sie, hatte selbstverständlich von Anfang an in ihrem Chor mitgesungen und mir darüber hinaus auch keine Gelegenheit entgehen lassen, ihrem Orgelspiel zuzuhören, auch wenn ich dabei mit meiner knappen Zeit oft arg ins Gedränge kam.

Ich selbst hatte in meiner Jugend Schlagzeug gelernt, das damals von der Nachkriegsschule zur Verfügung gestellt werden konnte, dazu kostenlose Unterrichtsstunden durch den Musiklehrer. Er hielt mich für sehr musikalisch und rhythmisch begabt, und das Spielen in seiner Band machte mir damals einen ungeheuren Spaß. Ich blieb auch dabei, als ich die Schule längst verlassen hatte.

Mein Vater war im Krieg gefallen, und nach unserer Flucht aus Schlesien, die uns in ein oberbayerisches Dorf verschlagen hatte, mussten meine Mutter und ich von einer winzigen Rente und ihrem Nebenverdienst als Gartengehilfin in einer große-

ren Gärtnerei leben. Meinen Traum, Geige oder Klavier zu lernen oder später gar Musik zu studieren, hatte sie mir nicht erfüllen können. Aber ich kann auch nicht sagen, dass mich, nach Beendigung der Mittleren Reife, meine sorgfältige Ausbildung zur Gärtnerin in derselben Gärtnerei unglücklich gemacht hätte. Ich war jung, hatte eine richtige Lehrstelle bekommen, und die Beschäftigung mit Erde und Blumen, Kräutern, Obst und Gemüse gefiel mir. Zumal meine Ausbilder, das Ehepaar Hütthaber, außerordentlich liebenswerte Menschen waren, die uns bei unseren Anfangsschwierigkeiten in diesem neuen Leben halfen, wo sie nur konnten. Wohnen durften wir in ihrem kleinen »Nebenhaus«, das den verstorbenen Eltern gehört hatte und uns mit zwei Zimmern, einer Küche und einem Bad genügte. Bezahlen mussten wir nur Strom und Wasser, keine Miete! Für sie war Nächstenliebe eine Selbstverständlichkeit, über die nicht diskutiert wurde. Ich habe auch nie, weder mit meiner Mutter noch mit Hütthabers, darüber verhandeln oder mich dafür rechtfertigen müssen, warum ich später ins Kloster eintreten wollte.

Und es steckten hinter meinem Entschluss tatsächlich weder eine enttäuschte Liebe noch Versagensangst, was man bei Menschen, die in einen Orden eintreten, so gerne mutmaßt. Ich war – fast wage ich es so profan nicht zu sagen – sehr fromm. Jedenfalls damals fromm genug, mir ein Leben im Kloster als schön und erfüllend vorstellen zu können. Natürlich hatte meine Entscheidung etwas mit der Frömmigkeit meiner sehr geliebten Mutter zu tun, mit dem Tod des Vaters, mit dem Erlebnis der Flucht; aber eben nicht nur. Und so tief ich in meiner Seele nachzugraben versucht habe, später, ich fand nie einen konkreten, spektakulären Auslöser. Immer wieder stieß ich auf meine innere Verbundenheit mit der Mutter Gottes, auf meine

Hoffnung, mystische Erfahrungen machen zu dürfen, auf die mir sehr wichtige Aussicht auf Erlösung, Freiheit, Vergebung und, vor allem, ein ewiges Leben.

Endlose Diskussionen hätten an dieser Sicht nichts geändert, nichts in ein anderes Licht gerückt oder gar einen tiefen inneren Konflikt zutage gefördert. Es gab ihn nicht, jedenfalls nicht damals.

Nachdem ich mit dreiundzwanzig Jahren als ausgebildete und mittlerweile auch erfahrene Gärtnerin in das Benediktinerinnenkloster am See eingetreten war, wurde mir nach zwei weiteren praktischen Jahren die Verkaufsabteilung unseres großen klösterlichen Gärtnereibetriebes anvertraut. Damals glaubte ich, schon allein wegen dieser Auszeichnung rundherum glücklich zu sein.

Ob ich es wirklich war, ohne die Liebe, ohne eine feste Freundschaft, diese Frage stellte sich mir nicht. Lassen wir es hier einfach mal so stehen. Bewusst fehlte mir weder das eine noch das andere. Bewusst fehlte mir nur die Musik. Das Hören allein genügte mir nicht. Ich hätte gern selbst Orgel gespielt, oder Geige. Für beides, um es neu zu erlernen, war ich auch als junge Frau nun schon zu alt. Und stümperhaft sollte es nicht werden. Mein Schlagzeug? Wäre durchaus noch gegangen. Immer wieder ertappte ich mich bei der Vorstellung, in einer Band zu sitzen wie damals, und mit Jazz loszulegen. Aber das blieb mein bestgehütetes Geheimnis.

29. Juni 2006

Ohne Schwester Ignatias Musik war das Leben im Kloster allmählich eintönig und etwas langweilig geworden. Der Verlust kam mir vor wie eine Straße, die einfach aufhört oder in einen schmalen Feldweg übergeht, weil das Baumaterial ausgegangen ist. Allein die 18-Uhr-Messe mit dem anschließenden kleinen Orgelspiel von Schwester Ignatia war früher für mich das Ziel jeden Tages gewesen, auf das ich mich immer schon morgens gefreut hatte.

Und alle vermissten wir das Chor-Singen. »Als hätte man uns die Flügel gestutzt«, beklagte ich mich bei unserer Äbtissin, »und jetzt können wir nur noch humpeln, aber nicht mehr fliegen.«

»Ihr sollt ja auch nicht fliegen, sondern beten«, sagte sie lächelnd, »freilich, humpeln sollt ihr natürlich auch nicht.«

Sie hatte ein Einsehen. Eines Abends, nach der Messe, winkte sie mich zu sich heran und erteilte mir den Auftrag, mich zunächst mal ganz unverbindlich nach einer neuen Kirchenmusikerin umzuschauen.

Ohne auch nur einen Moment zu zögern, schon aus Angst, sie könnte es sich anders überlegen, streckte ich alle meine Fühler aus, um so schnell wie möglich fündig zu werden. Ohne Erfolg zunächst.

Aber eines späten Nachmittags, ich saß in meinem kleinen Gärtnerei-Büro am Schreibtisch, klopfte es an die Tür – und eine junge Frau Mitte dreißig trat ein, energisch, sehr hübsch, lange dunkle Locken, enge Jeans, darüber eine braune Kunstlederjacke, der hochgestellte Kragen aus weißem Kunstpelz. In einem umgebundenen Tragetuch hockte ein schlafendes Baby, winzig, in Rosa gekleidet, mit abstehenden dunklen Härchen.

Noch bevor ich aufstehen und ihr entgegengehen konnte, legte sie los, man habe sie von der Pforte aus hierhergeschickt, sie sei als Kirchenmusikerin ausgebildet und suche in dieser Gegend einen Job, und wir hätten doch einen zu vergeben. Oder zumindest hätten wir gern, laut Hörensagen, etwas mehr Musik in unseren knorrigen Klostermauern, sozusagen außerhalb der Liturgie. Von Liturgie verstehe sie freilich gar nichts, und die könne sie auch nicht abdecken, dieses finstere Geleiere mit drei Tönen von morgens bis abends und nachts. Aber schöne Orgelkonzerte, Chor, Orchester, eben alles, was auch die Leute aus der Umgebung anzöge, das sei ihr Ding. Sie sei übrigens siebenunddreißig Jahre alt, also reif genug, um verlässlich zu sein. Nach kurzem Atemholen weiter: »Vielleicht hätten Sie für mich eine kleine, typisch katholisch schlecht bezahlte Anstellung, wir kommen mit wenig aus. Und möglicherweise gibt es am Rande der Klostermauern ja sogar so was wie eine Herberge für uns.« Sie lachte. »Eine Herberge gab's ja schließlich auch für Josef und Maria damals in der Heiligen Nacht.«

»Sie sind aber nicht Maria!«

»Habe aber, wie sie, ein kleines Kind!«

»Sie hatte es noch nicht, war ja erst schwanger.«

»Na gut, dafür sind wir aber zu dritt.«

»Wer ist denn der Dritte, wohl Ihr Ehemann?«

»Mein Hund.«

»Ach so.«

Sie heiße Sophia Tell wie der Schillersche Wilhelm, sei unverheiratet und evangelisch. Doch da sich die evangelische Kirchenmusik durch Johann Sebastian Bach ohnehin wesentlich reicher präsentieren könne als die katholische, sei eine wie sie für uns oberbayerische Klosterschwestern ein großer Gewinn, wenn nicht ein Segen. In ihrer letzten Stelle jedenfalls habe

man das so gesehen, wie man in ihren Zeugnissen nachlesen könne. Und ja, das Baby heiße Nicola.

Was ich ihr normalerweise geantwortet hätte? »Wir vergeben keine Jobs, junge Frau, und schon gar nicht, wenn jemand heringeschneit kommt wie ein Marktschreier, der seine Ware anpreist, die des Rivalen madig macht und sich dann noch in einem aberwitzigen Vergleich auf die Weihnachtsgeschichte beruft!« Normalerweise. Aber es war eben nichts normal. Nicht ihr impulsiver Auftritt, nicht das rosa Baby und der mir noch unbekannt Hund, nicht die Unmittelbarkeit ihrer Frage, auch nicht der ungewöhnliche Novembernachmittag, der in klarem Licht zu Ende ging, als wäre für diesen einzigen Tag der Oktober noch einmal zurückgekehrt.

Also ging ich, von unsichtbarer Hand gegängelt, auf sie zu, wir gaben uns die Hand, ich schaute in die hellen, graublauen Augen, die ich in Anbetracht der dunklen Haare nicht vermutet hatte. Und ich nahm etwas an ihr wahr, das sich mir im Bruchteil von Sekunden mitteilte und zugleich den ganzen Raum erfüllte: eine vibrierende Lebensenergie, ungestüm, maßlos, in ihrer Kraft nicht einzudämmen, schon gar nicht abzuschalten. Dass ein Mensch wie ein Vulkan sein könne, hatte ich oft gehört, es aber immer als Klischee abgetan. Hier bot sich der Vergleich ganz von selbst an, doch ohne mich besonders zu beunruhigen. Sie war jung, hatte diese wunderschönen hellen Augen und das Temperament einer Vollblutmusikerin. Drei Kennzeichen, die mich sofort auf ihre Seite zogen, ganz abgesehen von dem sen Baby, das sie wie nebenbei und doch so fürsorglich mit sich herumschleppte.

Das Unbehagen tauchte lediglich in meiner Eigenschaft als Katholikin auf, als Klosterschwester. Ökumene selbstverständlich, ich hatte zeitlebens dafür gestritten. Aber eine Protestantin,

unverheiratet mit Kind, rotzfroh, als Musikerin in einem Kloster? Würde ich das bei unserer Äbtissin und meinen Mitschwestern überhaupt zur Sprache bringen können, ohne ihre Toleranz erheblich zu überfordern?

»Geben Sie Ihrem frommen Herzen einen Stoß und legen Sie bei Ihren Kolleginnen ein gutes Wort für mich ein«, hörte ich sie in die kurze Stille hinein sagen, »Sie werden es ganz bestimmt nicht bereuen! Ich bin eine erfahrene Organistin, und einen Schwesternchor, ein kleines Orchester zu gründen ist für mich Ehrensache.«

»Liebe junge Frau«, erklärte ich etwas gestelzt, »wir Benediktinerinnen haben eine groß angelegte, sehr komplizierte Liturgie, unser Stundengebet bestimmt den Tagesablauf, wir singen die Cantica, die Laudes, Prim, Terz, Sext und Non ...«

»Um Gottes willen, das klingt ja beängstigend, da fängt ja allein schon bei den lateinischen Wörtern mein Baby zu weinen an!«

»Wir sind ein geistliches Haus mit vielen Regeln. Aber mit den musikalisch-liturgischen Abläufen kommen wir schon selbst zurecht, wenn die Ihnen und Ihrem Baby einen solchen Schrecken einjagen.«

Warum machte ich dieses Zugeständnis? Weil ich im Grunde längst davon überzeugt war, dass sie gewonnen hatte, dass ich alles daransetzen würde, sie bei uns einzuschleusen. Nicht nur wegen der verlockenden Aussicht auf die so lange entbehrte Musik in unseren Klostermauern. Sophia selbst war es, die später einmal eine Erklärung dafür fand. »Wir sind seelenverwandt«, sagte sie, »wir haben das gespürt und sind aufeinander zugeflogen.«

30. Juni 2006

Ein guter Tag heute. Ich habe zu Mittag einigermaßen normal essen können, ohne dass mir übel wurde. Und danach konnte ich zum See hinunterlaufen und eine halbe Stunde auf unserem Schilfweg spazieren gehen, wieder mal eingehüllt vom vertrauten Froschgequake. Überall stehen die Kühe draußen auf den Wiesen, auch zwei neue Kälbchen. Ich habe mit ihnen geredet, ihre weichen Mäuler gestreichelt und sie in Gedanken von Sophia begrüßt. Die wäre mit mir einverstanden gewesen. Jetzt bin ich zwar erschöpft, aber nicht so hoffnungslos, dass ich nicht noch in die Gabriele hämmern könnte.

Einen Tag nach meiner ersten Begegnung mit Sophia und ihrem Baby hörte ich abends plötzlich Orgelspiel aus unserer Kirche, eine der Englischen Suiten von Bach, ungewöhnlich schnell gespielt. Ich kannte sie ganz genau. Von wegen, Katholiken hätten keine Ahnung von Bach! Ich kannte jeden Ton, sie war nämlich eine meiner Lieblings-Suiten. Ich ahnte natürlich, dass nur Sophia Tell die Spielerin sein konnte. Unsere Empore und die Orgel waren tagsüber nie verschlossen, die Kirche auch nicht. Na gut, ich stieg sofort hoch – und wurde oben von einem riesigen schwarzen Neufundländer wütend angeknurrt, einem bildschönen Hund, der aber eigentlich in der Kirche nichts zu suchen hatte. »Aus, Satan!«, hörte ich Sophia befehlen, und zugleich wurde Johann Sebastian Bach mit einem kräftigen Schlussakkord zu einer Art Vollbremsung gezwungen. Satan stellte sein Knurren ein, und Sophia, sogar an der Orgel mit dem Baby im Tragetuch, kletterte von der Orgelbank herunter. »Das ist natürlich unerlaubt, hier einfach so einzubrechen.« Sie lachte mit einem Anflug von Zerknirschung. »Aber die Kirche war leer, und in der Hoffnung, dass Sie noch einen

kleinen Abendspaziergang machen würden, wollte ich Sie unbedingt von meinen Qualitäten überzeugen.«

»Richtig. Man fragt um Erlaubnis, wenn man eine fremde Orgel spielen will, und nimmt einen Hund nicht mit in die Kirche.«

»Ein Geschöpf Gottes, wie mein Kind.«

»Ja – vielleicht.«

»Nicht vielleicht, Schwester, sondern ganz sicher! Ihr Katholiken wisst das bloß nicht, obwohl es bei euch doch einen Franz von Assisi gab! Später einen Reinhold Schneider, der gesagt hat, ›der Blick des geängstigten Tieres mahnt uns, Mensch zu werden‹. Und vielleicht mal was von einem Mann namens Albert Schweitzer gehört? Ehrfurcht vor dem Leben? Aber natürlich war der ja Protestant!«

»Na gut. Aber in die Kirche gehört der Hund trotzdem nicht!«

»Warum eigentlich nicht?«

»Weil die Kirche ein Gotteshaus für Menschen ist. Bei uns Katholiken übrigens *immer* geöffnet – im Gegensatz zu euch Protestanten, die sich an den schmucklosen Türen ihrer schmucklosen Kirchen ihre protestantischen Nasen platt drücken, um vielleicht durch ein Guckloch ins Innere spähen zu dürfen, wo es freilich nichts zu sehen gibt.« Irgendwie musste ich mich gegenüber dieser provozierenden Person doch behaupten!

Sophia lachte. »Eins zu null. Aber wer sagt denn, dass Gotteshäuser nur für Menschen offen stehen? Der Franziskus ...«

»... der hat sich nicht in Kirchen, sondern im Wald mit den Tieren getroffen.«

»Wissen wir's? Immerhin werden in manchen Kirchen Tiere sogar gesegnet. Aber wahrscheinlich auch nur bei uns Protestanten!«

»Nein, auch in manchen oberbayerischen Gemeinden, da werden Pferde gesegnet.«

»Sind Hunde schlechter? Sind sie nicht! Oder ist es sein Name, der in diesen heiligen Hallen Ihr frommes Herz stört?«

»Na ja – der Satan sollte eine Kirche meiden ...«

»... wie das Weihwasser, okay, aber in Gestalt meines wunderschönen, lieben, treuen Hundes ist das was anderes, Schwester. Er kommt übrigens aus dem Tierheim, wurde dort schon mit dem Namen Satan eingeliefert und gehörte in seinem früheren Leben bestimmt zu den Brüdern von der Landstraße, also zu den sozial Schwachen.«

Verblüfft schaute ich sie an und musste nun auch lachen. Ich fand den Hund sowieso traumhaft schön. Hatte ich doch als Kind auf dem Bauernhof meiner Eltern einen ganz ähnlichen besessen, Kalli, den wir 1945 auf der Flucht aus Schlesien hatten zurücklassen müssen. Ich habe damals geschrien und zusammen mit meiner Mutter alles versucht, ihn noch irgendwie auf dem überfüllten Wägelchen unterzubringen, bis wir ihn schließlich festbanden. Der Hund selbst war es, der sich in seiner Panik aus dem Halsband befreite und in wilden Sätzen zurückrannte. Wir haben fassungslos hinter ihm hergestarrt. Aber der Flüchtlingszug der Menschen mit ihren Wagen ging weiter. Eine Situation, die ich nie vergessen konnte.

»Gut, Satan darf bleiben – in Gottes Namen!«

Über diese Kombination lachten wir beide, und ich machte sie nur noch darauf aufmerksam, dass sie ihre lockeren Sprüche in Zukunft doch bitte auf mich, Schwester Luzia, beschränken sollte, wenn ihr an einer Anstellung im Kloster gelegen sei. Sie nickte eifrig. »Klar doch. Kein Thema.«

Wir gingen dann noch am See spazieren, zum ersten Mal gemeinsam über unseren Schilfweg. Das Baby schlief, sein Köpfchen an ihre Brust gelehnt, Satan jagte den Weg entlang, hin und zurück, hätte wohl gern mit uns Fangen gespielt.

Sie erzählte mir, warum sie ihre bisherige Stelle in Niederbayern aufgegeben hatte.

»Eine Trennungsgeschichte, erstens, und zweitens musste ich dort auf einer winzigen Heimorgel spielen, und das in einer sehr schwach besuchten evangelischen Kirche ohne Leben.« Ich wollte mir in Erinnerung an unseren am Vortag geführten Disput eine Bemerkung nun auch nicht verkneifen. »Schwach besucht, das dürfte insgesamt das Markenzeichen eurer evangelischen Kirche sein.« Sie hat sich, wie erwartet, sofort gewehrt. »Stimmt ganz und gar nicht. Nur in diesem speziellen Fall steht das evangelische Kirchlein inmitten überwiegend katholischer Gemeinden.«

»Und dann verlässt die Organistin ganz ohne Gewissensbisse das sinkende Schiff und wechselt über ins spendablere feindliche Lager?«

Ruckartig blieb sie stehen. »Also an diesem Satz stimmt wirklich nichts, außer, dass die katholische Kirche tatsächlich wesentlich reicher ist – weil ihre Seelen ja nur in den Himmel springen dürfen, wenn vorher das Geld im Beutel klingelt. Hat einst Herr Tetzl gesagt, weil er Knete für den Petersdom brauchte!«

»Der hat viel gesagt – und die Überlieferung muss noch nicht mal stimmen.«

»Aber als feindliches Lager empfinden wir sie nicht, die Katholiken, und dass ich keine Gewissensbisse hätte, stimmt auch nicht. Und die Trennung von einem Freund, der leider fremdgegangen ist, der Idiot, und der noch dazu Nicolas Vater ist, das kann einen ganz schön fertig machen!«

Sie war plötzlich den Tränen nahe, was mir leidtat. Deshalb reichte ich ihr die Hand. »Hab ich nicht so gemeint. Sie spielen so großartig Orgel, dass ich bestimmt alles tun werde, Sie bei

uns unterzubringen. Ganz leicht wird es nicht sein. Sie wären für uns ein Luxus, erstens, und zweitens ist die Konfession ...« Anstelle einer Antwort umarmte sie mich, über ihr Baby hinweg, und wollte mich gar nicht mehr loslassen. Nur die Wellen, die leise ans Ufer schwappten, waren zu hören, das Hecheln des Hundes und das Rascheln eines Vogels im Schilf.

1. Juli 2006

Ich setzte ihre Arbeit als zusätzliche Kirchenmusikerin bei uns durch, allen Bedenken zum Trotz. Und natürlich auch der Frage zum Trotz, ob es in den Hochschulen für Kirchenmusik nicht auch *katholische* Absolventen gebe, vielleicht sogar verheiratet und ohne uneheliches Kind? Es gab sie wahrscheinlich.

Aber unsere evangelische Organistin, die offenbar mit Johann Sebastian Bach eine Art musikalische Ehe eingegangen war, die ihn liebte und glühend verehrte und einen beträchtlichen Teil seiner Werke auswendig spielen konnte, die einen Schwesternchor und ein Orchester gründen wollte, Bach-Motetten einstudieren, vielleicht sogar Oratorien, versprach – so sah das auch unsere Äbtissin, die sich lange mit Sophia unterhielt – für unser Klosterleben eine Bereicherung von unschätzbarem Wert zu werden. Und für mich eine zunächst nur geahnte, bis dahin nicht gekannte Lebensfreude.

Im hinteren Ende unserer großen Gärtnerei, ungefähr dreihundert Meter entfernt vom Kloster, konnten wir ihr sogar das frühere Häuschen unseres Hausmeisters Karl Wellner anbieten. Er wohnte jetzt in einem Seitenflügel des Hauptgebäudes, um bei schwereren technischen Defekten des alten Gemäuers schneller erreichbar zu sein. Das kleine Haus war wie geschnei-

dert für Mutter und Kind. Zwei Zimmer und ein Kämmerchen, Küche und Bad und vor der Haustür das Wichtigste, eine Wiese für Satan. Daran anschließend unser Gerstenfeld. Hinter der durch eine endlose Reihe von Apfelbäumen markierten Grenze der Gärtnerei Felder und Wiesen und am Horizont ein großer Wald. Der See lag westlich des Anwesens, von hier aus nicht zu sehen.

Der Hausmeister, ein freundlicher, hilfsbereiter Mann, holte mit einem unserer Lieferwagen Nicolas wenige Möbel aus Niederbayern, und noch bevor alles an seinem Platz stand, saß unsere Allround-Musikerin schon wieder, im Tragetuch das Baby, an der Orgel, neben ihr auf dem Boden Satan. Ich schlich mich zur letzten Kirchenbank hinter dem Pfeiler – sie sollte mich nicht sehen – und hörte zu. Schloss die Augen und hätte am liebsten für den Rest des dunklen Nachmittags nichts anderes mehr getan als nur zuzuhören, mitzusummen, mich zu ihr auf die Orgelbank zu setzen, mitzuspielen. Aber ich war nun mal eine Klosterschwester, Benediktinerin, und das bedeutete beten und arbeiten, ora et labora.

Auch musste ich mich pünktlich zur 18-Uhr-Vesper einfinden, konnte mich hier also gar nicht lange aufhalten.

5. Juli 2006

In den vergangenen Tagen habe ich mich ziemlich elend gefühlt, die ganze Magengegend tat weh. Viel Ruhe und die Spritzen von Dr. Breithuber haben mir aber geholfen, wieder über die Runden zu kommen. Auch wenn es mit mir langsam bergab geht, will ich keine großen Therapien mehr – trotz meiner Angst vor dem Tod!